



GILLIAN BRADSHAW  
DER SOHN  
*der*  
KLEOPATRA

Weltbild

Gillian Bradshaw

# Der Sohn der Kleopatra

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Katharina Volk

## **Weltbild**

Ägypten, 30 vor Chr.: Zwei der mächtigsten Herrscher ihrer Zeit, Caesar und Kleopatra, sind tot. Ihr Sohn Caesarion ist nun eine Bedrohung für Rom. Die Schergen seines Widersachers Octavian lassen ihn nach einem Mordanschlag leblos zurück, doch der einfache ägyptische Kaufmann Ani rettet ihn, und Caesarion überlebt. Nun muss sich der Kriegssohn entscheiden: Soll er sich als rechtmäßiger Erbe der Gnade seiner Feinde ausliefern? Oder inkognito bei seinem Wohltäter inmitten des einfachen Volkes Schutz suchen? Zwei Welten prallen aufeinander, und Caesarion steht ein dramatischer Kampf bevor ...

Der große historische Schicksalsroman

## Die Autorin

Gillian Bradshaw wurde in Falls Church, Virginia, geboren, wuchs in Chile auf und studierte in Michigan und Cambridge Englische Literatur. Mit ihrer Artus-Trilogie gelang ihr der internationale Durchbruch. Seither ist sie ihrem Ruf als Autorin großer historischer Romane treu geblieben. Ihre Werke wurden mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet. Gillian Bradshaw lebt mit ihrer Familie in England.

Die amerikanische Originalausgabe  
erschien unter dem Titel Cleopatra's Heir.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright © 2002 by Gillian Bradshaw

Published by arrangement with Gillian Bradshaw.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by

Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt 67, 86167 Augsburg

Übersetzung: Katharina Volk

Projektleitung: Almut Seikel

Redaktion: Dr. Gisela Hack-Molitor

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto; Maria Seidel

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-104-2

Für Mike

Ich weiß, mit dem Wetter hat es nicht viel zu tun – aber mit dem Wunsch, dir auf meine Weise zu sagen: »Gut gemacht!«

# Vorwort

»Warum bezeichnen Sie Kleopatra als Griechin?« Die Frage würde bestimmt auftauchen, das war mir beim Schreiben schon klar.

Dabei ist die Antwort ganz einfach: So hätte sie sich selbst bezeichnet. Das Reich der Pharaonen war 525 v. Chr. von den Persern erobert worden. Zweihundert Jahre danach fiel das gesamte Perserreich inklusive Ägypten an Alexander den Großen. Und der erhob im Jahr 323 Ptolemaios, einen seiner ersten Generäle und Sohn seines Verwandten Lagos, eines makedonischen Griechen, zum Satrapen, also zum Statthalter der Provinz Ägypten. Später nahm Ptolemaios den Königstitel an, die Geschichte kennt ihn als Ptolemaios I. Soter. Die Dynastie, die er begründete, ist bekannt unter dem Namen Lagiden-Dynastie – nach seinem Vater Lagos – oder als die Dynastie der Ptolemäer, da alle ihre Könige diesen Namen trugen. Diese Dynastie herrschte acht Generationen lang über Ägypten.

Ptolemaios und seine Nachfolger betrachteten sich selbst zweifelsohne als Griechen. Sie stützten sich bei der Regierung Ägyptens auf einen Griechisch sprechenden Verwaltungsapparat, der anfangs aus Alexanders Soldaten und ehrgeizigen griechischen Einwanderern bestand. Die Ägypter waren in den Augen der Herrschenden bloß Bauern. (Zumindest in der Theorie, die tägliche Praxis sah sicher anders aus. Das gilt vor allem für die letzte Zeit der griechischen Herrschaft in Ägypten, doch auch dann blieb das Griechische die Sprache der Machthaber.) Nur ein einziger lagidischer Herrscher unterzog sich der Mühe, die ägyptische Sprache zu erlernen.

Dieser letzte Lagidenherrscher in Ägypten war eine Frau: Kleopatra VII. Um genau zu sein, war sie nicht die Allerletzte: Die Tradition schrieb vor, dass eine Königin nicht allein regieren konnte. Deshalb ernannte sie ihren ältesten Sohn zum König und Mitregenten, als dieser noch ein kleines Kind war. Der Junge war das Ergebnis von Kleopatras Bündnispolitik mit der Weltmacht der damaligen Zeit: Sein Vater war Julius Caesar – das behauptete sie zumindest. Von ihren römischen Feinden wurde das heftig bestritten. Dieser fünfzehnte und letzte König Ptolemaios trug den Beinamen »Caesar«; vom Volk wurde er der »Kleine Caesar« genannt – auf Griechisch »Caesarion«.

Kleopatras Pläne für Rom, Ägypten und ihren Sohn waren alle zum Scheitern verurteilt. Julius Caesar starb, und der Römer Marcus Antonius, den sie an Caesars Statt als Verbündeten gewonnen hatte, wurde schließlich von Caesars Nachfolger Octavian besiegt. (Caesarion konnte Caesars Erbe nicht antreten, denn als Nicht-Römer hatte er keinen Anspruch auf römische Besitztümer und Titel. Da Caesar keinen legitimen römischen Sohn hatte, adoptierte er testamentarisch den Enkelsohn seiner Schwester.) Zu diesem Zeitpunkt war Caesarion noch kaum erwachsen. Octavian wollte offenkundig verhindern, dass ein unehelicher Sohn Caesars seine Machtposition gefährdete. Als er im Jahr 30 v. Chr. Ägypten einnahm, war es seine Absicht, Kleopatra gefangen zu nehmen. Und Caesarion zu töten.

Er hatte Schmerzen in der Seite. Das spürte er bereits vor dem Erwachen: Dieser Schmerz durchdrang sogar den Schlaf. Er veränderte ein wenig seine Position, um sich Erleichterung zu verschaffen, aber davon wurde es nur schlimmer. Also rollte er ganz auf die andere Seite, zog die Beine an und blieb still liegen; er war völlig benommen.

Es war heiß wie in einem Backofen, und er hatte Durst. Die Zunge tat ihm weh. Der Kopf tat ihm weh. Der Schmerz an seiner rechten Seite durchdrang ihn wie ein Messer. Er lag auf etwas Rauem, Hartem, Unbequemem. Ihn umfingen ein stickiges, heißes, purpurnes Zwielight und ein schwerer, erstickender Geruch von Myrrhe, der jedoch den Gestank nach Blut, Urin und heißem Baumwollstoff nicht überdecken konnte.

Mühsam tastete er nach der schmerzenden Seite und verspürte sogleich einen qualvollen Stich. Er zog die Hand wieder zurück und rieb die geschwollenen Finger aneinander. Sie fühlten sich feucht an.

Ich hatte wohl wieder einen Anfall, dachte er schuldbewusst, und bin auf etwas draufgefallen. Mutter wird sich ärgern. Hoffentlich bestraft sie dafür nicht die Sklaven.

Er tastete nach seiner dünnen goldenen Halskette, fand sie, zog den kleinen Seidenbeutel, der daran hing, unter seiner Tunika hervor und drückte ihn gegen Mund und Nase. Päonienwurzel, Kardamom, Gummi ammoniak, Zaurrübe, Fingerkraut und Meerzwiebel: Die neueste Kräutermischung roch zumindest angenehm. Tief sog er den Duft ein und versuchte sich daran zu erinnern, wo er sich befand.

Er träumte sich zurück in sein Schlafgemach im Palast. Der Boden unter seinen Füßen war immer angenehm glatt und kühl, selbst im heißesten Sommer, und der polierte Marmor vielfarbig gemustert in strahlendem Weiß, Gold und einem satten, rot geäderten Grün. Das Bett aus Zedernholz war mit Intarsien aus Gold verziert; im Winter hatte es einen Überwurf aus gesteppter Seide, im Sommer aus leuchtend bunt gefärbter Baumwolle. In einem Alabasterkrug stand kühles Wasser bereit, und im Innenhof plätscherte ein Springbrunnen ...

... als kleiner Junge hatte er im großen Badehaus schwimmen dürfen, wo die Becken mit Lapislazuli ausgelegt waren, das Wasser aus goldenen Delfinen hervorsprudelte und ein Gemälde die Decke zierte, auf dem Dionysos ein Piratenschiff von Weinreben überwuchern ließ und die Seeräuber beim Sturz in die grünen Wogen verwandelt wurden ... Das Wasser hatte sich so herrlich kühl angefühlt, wie es seine nackte Haut umströmte und um seine Arme und Beine wirbelte ...

Das Schwimmen wird deinen Zustand verschlimmern.

Bei Apollo, wie durstig er war! Warum lag er hier allein? Wo waren die Sklaven, die ihm Luft zufächelten, ihn mit duftenden Ölen salbten und ihm in feucht beschlagenen Kelchen kühle Erfrischung brachten? Wo waren die Ärzte mit ihren Heiltränken? Warum war er ganz allein aufgewacht? Hatte der Anfall ihn etwa an einem abgeschiedenen Ort überrascht, wo ihn niemand finden konnte? Wie lange lag er nun schon hier?



Es war so heiß, dass er keinen klaren Gedanken fassen konnte. Er musste aus diesem purpurroten Schatten heraus, der ihn erstickte.

Caesarion setzte sich langsam auf, wobei er sich die schmerzende Seite hielt, und atmete plötzlich purpurroten Baumwollstoff. Schwach schob er ihn von seinem Mund fort und merkte dann, dass ihn der Stoff ganz bedeckte – sein Vorzelt, natürlich; es hielt tagsüber die Sonne ab und musste wohl herabgefallen sein. Er drehte sich auf die linke Seite und versuchte ungelentk, sich darunter herauszuwinden, wobei er sich mit einer Hand weiterhin die verletzte Seite hielt. Grobe Holzscheite begannen unter ihm nachzugeben und rollten dann seitlich weg. Er rutschte ihnen hinterher und kam auf ihnen zu liegen – im grellen Sonnenlicht. Der Schmerz flammte heftig auf, so dass er erstarrte und scharf die Luft einzog. Der Himmel über ihm war ohne Wolke, ohne Farbe, beherrscht einzig von einer gnadenlosen Sonne.

Er lag auf etwas Wulstigem. Als er nach unten schaute, sah er, dass es einer der Gardesoldaten war. Ein Speer hatte dem Mann die Kehle aufgerissen und den Kiefer zertrümmert, und seine Tunika war über und über bedeckt mit angetrocknetem Blut.

Caesarion schrak zurück, krabbelte hastig von dem Mann herunter, kam auf dem heißen Fels zu stehen und starrte entsetzt auf den Toten hinab; dabei rieb er die linke Hand heftig an seiner Tunika ab. Er spürte, wie die Übelkeit ihm den Hals hinaufkroch, sank auf die Knie und drückte sich erneut den Seidenbeutel vors Gesicht, wobei er die Augen zukniff. Nein, dachte er, nein, bitte nicht jetzt, nicht schon wieder ...

Nichts passierte. Kein Aasgeruch, kein überwältigendes Gefühl des Grauens, keine Erinnerung an das Geschehene. Nur der glühend heiße Stein unter seinen Knien, die stechende Sonne über ihm und der Duft des Kräutersäckchens. Der Boden war zu heiß, um länger darauf zu knien. Er öffnete die Augen und stand auf.

Der tote Gardist trug nur eine rote Tunika; Rüstung, Waffen und Umhang fehlten. Der Mann lag auf dem Rücken schräg vor dem Haufen Feuerholz, das von dem purpurfarbenen Tuch bedeckt war. Seine Arme hatten an seiner Seite geruht, bevor Caesarion auf ihn gefallen war und sie verschoben hatte; eine Hand, die nun seltsam schief abstand, umklammerte noch immer ein Stück des harten Reisebrots, das als Opfertgabe für den Wächter der Unterwelt diente. Die Augen des Toten waren geschlossen, und eine der Münzen, die darauf gelegt worden waren, schimmerte auf dem Boden zu Caesarions Füßen. Sein Name, fiel Caesarion nun ein, war Megasthenes; er war ein Alexandriner, entstammte einer angesehenen Familie und war gerade einmal zweiundzwanzig Jahre alt. Für diesen Auftrag hatte man ihn ausgewählt, weil er als besonders loyal galt.

Diese Loyalität hatte ihm den Tod gebracht. Caesarion blickte zu dem Scheiterhaufen auf: ein Stapel Feuerholz, aufgefüllt mit Kamelsätteln und Kornsäcken, sechs Fuß hoch aufgeschichtet und mit der purpurnen Zeltbahn verhüllt. Nun erinnerte er sich. Vergangene Nacht (oder konnte es schon in der Nacht davor passiert sein?) war er von Schreien in der Dunkelheit erwacht. Er war von seinem Lager aufgesprungen, hatte im Dunkeln nach seinem Speer getastet und ihn nicht finden können. Ein Mann war mit einer

Laterne in sein Zelt gestürmt, und er hätte sich beinahe auf ihn gestürzt, als er in ihm seinen Lehrer Rhodon erkannte, der als Kundschafter in Koptos zurückgeblieben war. Rhodon war vollständig bekleidet gewesen, sein sonst glattes Haar staubig und zerzaust, das Gesicht blass, und in den Augen ein wilder Blick. Er hatte die Laterne abgestellt und nach dem Speer gegriffen, den Caesarion gesucht hatte – er hatte an der Zeltwand gelehnt. »Hier!«, hatte Rhodon gerufen. »Hierher, rasch!«

Caesarion hatte die Hand nach dem Speer ausgestreckt – aber Rhodon hatte jetzt die Spitze auf ihn gerichtet. »Nein«, flüsterte er, fing Caesarions Blick auf und hielt ihm stand. »Bleibt stehen.«

»Rhodon?«, fragte Caesarion, der nicht begreifen konnte, was da geschah.

»Ihr seid es nicht wert, dass ich für Euch sterbe«, sagte Rhodon mit großer Heftigkeit. »Ihr seid kein einziges weiteres Leben wert. Zu viele sind schon für Euch gestorben, kräftige und gesunde Männer.« Dann rief er wieder mit lauter Stimme: »Hier! Hier ist er! Rasch!«

Caesarion erinnerte sich daran, wie er vor Wut aufgeschrien und sich auf den Verräter gestürzt hatte – aber danach ...

Deutliche, übernatürlich lebhaft Bruchstücke: Ein totes Schaf lag auf einem Altar, während ein Priester seine Eingeweide begutachtete; ein Schmetterling, der seine Flügel auf dem Auge eines Toten ausbreitet; der Klang einer Flöte. Dann gab es so etwas wie eine ... Unterbrechung, aus der er verletzt erwacht war.

Er blickte an sich hinab.

Seine Tunika war blutverkrustet und mit der Wunde an seiner rechten Seite verklebt, ein frisches rotes Rinnsal kroch gerade über sein Knie.

Ich habe es nicht geschafft, ihn niederzuschlagen, musste er sich schweren Herzens eingestehen. Er hat mich an die Römer verraten, und ich habe es nicht einmal geschafft, ihn niederzuschlagen – oder edelmütig zu sterben. Ich habe einen Anfall erlitten; dabei wurde ich irgendwann verletzt und habe seither in tiefster Bewusstlosigkeit gelegen. Sie haben mich für tot gehalten und mich auf den Scheiterhaufen gelegt, mit dem toten Gardisten – und es war nicht nur einer.

Er merkte jetzt, dass es mehrere waren. Ein weiteres Paar Füße ragte neben Megasthenes' Kopf unter der purpurroten Zeltbahn hervor. Langsam ging er hinüber zu der reglosen Gestalt und beugte sich mühsam vor, um den Stoff anzuheben. Es war Eumenes, der Kommandant ihrer kleinen Truppe. Sein linkes Bein war beinahe abgetrennt, und er hatte Stichwunden in der Seite und im Unterleib. Seine Zähne waren fest zusammengedrückt, das Gesicht in Todesqualen verzerrt; die Münzen auf seinen Augenlidern sahen aus wie Käfer, die seine Augen fraßen. Caesarion ließ mit schwacher Hand den Stoff wieder sinken. Seine Knie zitterten, und ihm war schwindlig. Er wollte sich setzen, aber die toten Gardisten nahmen den gesamten Rand des Holzstoßes ein, und der Boden war zu heiß.

Neben Megasthenes und Eumenes lag noch ein dritter Leichnam. Caesarion taumelte hinüber, um sich auch diesen anzuschauen. Es war Heliodoros, der Kreter, getötet mit

einem Stich mitten ins Herz. Seltsam, dass der Söldner sein Leben gelassen hatte, um Caesarion zu beschützen; er hatte keine Gelegenheit ausgelassen zu betonen, dass er nur wegen des Geldes dabei sei. Wie sollte er sich nun seinen Sold abholen?

Caesarion verharrte einige Augenblicke und betrachtete das Gesicht des Söldners. Es wirkte gelassen und trug einen Ausdruck milder Überraschung. Heliodoros war ein gut aussehender Mann gewesen; er hatte immer sehr auf sein Äußeres geachtet und hatte sein langes schwarzes Haar jeden Morgen und Abend gewissenhaft gekämmt. Auch jetzt war es sorgfältig gekämmt, auf seinen Augen lagen Münzen. In der rechten Hand hielt er seine Wegzehrung umklammert, sein zerrissenes, blutbeflecktes Gewand war sorgsam glatt gezogen worden. Der Leichnam war ebenso wenig wie die beiden anderen gewaschen worden – aber im Lager war das Wasser bereits knapp gewesen, bevor es von einer unbestimmten Anzahl Feinde besetzt worden war. Doch die Leiche war gesalbt worden, wie es der Tradition entsprach: Duftendes Öl schimmerte auf dem entspannten Gesicht und bildete dunkle Flecken auf der scharlachroten Tunika. Zumindest bekamen Heliodoros und die anderen eine angemessene Bestattung.

Caesarion ließ die purpurne Zeltbahn sinken, hob den Kopf und starrte über den Scheiterhaufen hinweg ins Leere. Rote Felsen, dunkle, staubige Erde und ein gnadenloser Wüstenhimmel. Die Sonne stand hoch; es musste gegen Mittag sein. Drei Leichen auf dem Scheiterhaufen. Im Lager hatten sich achtunddreißig Männer befunden, ihn selbst nicht mitgezählt: zwei Reihen Soldaten der königlichen Garde; Eumenes; Eumenes' Sekretär; Eumenes' Diener; Caesarions Sekretär und zwei seiner Diener. Wo waren all die anderen? Wo waren die Angreifer? Wer hatte diese Bestattung vorbereitet, dann alles stehen und liegen lassen und nicht einmal den Scheiterhaufen angezündet?

Es war zu heiß, um jetzt Feuer zu machen. Vermutlich war es bereits zu heiß gewesen, als der Scheiterhaufen fertig aufgeschichtet war, und man wollte bis zum Abend warten. Caesarion blickte um sich.

Das Lager, das seine eigenen Männer errichtet hatten, stand noch an derselben Stelle, in seiner Mitte der steinerne Rand einer Zisterne, die von Bergarbeitern vor hundert Jahren gegraben worden war. Einige verkrüppelte Akazien und verdorrte Disteln bezeugten, dass es hier im Winter gelegentlich Wasser gab, aber nun war August, und die trockene Luft flimmerte wie in einem Brennofen. Eine Hand voll Segeltuchzelte drängte sich an den Fuß der nahen Felsenklippe, die zumindest in der schlimmsten Nachmittagshitze etwas Schatten bot. Sein eigenes Zelt in der Mitte sah ohne das Vordach seltsam missgestaltet aus – nein, es fehlte eine Ecke, und die restlichen Bahnen waren schief wieder befestigt worden. Das Tuch wies versengte Stellen auf, in der flimmernden Hitze gerade noch erkennbar. Rhodons Laterne war wohl umgefallen und hatte das Zelt in Brand gesteckt. Die Lasttiere, vor allem Kamele, waren ein Stück weiter hinten angebunden und lagen reglos in den kleinen Schattenflecken am Fuß des Felsens. Neue Zelte waren nicht zu sehen, aber Caesarion hatte den Eindruck, dass die Anzahl der Tiere etwas größer war als vorher. Einige militärische Umhänge, ausgebreitet zwischen der Felswand und Speeren, die in den steinigen Boden gerammt worden waren,

spendeten ein wenig Schatten. An diese Speere waren wiederum Schilde gelehnt, die noch etwas mehr Schatten boten – das war nämlich der wichtigste Schutz in diesem heißen Land. Es waren große rechteckige Schilde in Rot, geschmückt mit Motiven, die Caesarion noch nie gesehen hatte. Er begann sie zu zählen, ließ es aber bald wieder bleiben. Das waren römische Legionärsschilde, und er würde gewiss achtzig davon zählen: eine ganze Zenturie. Eine hohe Standarte ragte vor den Schilden empor, und darauf glänzte der römische Adler beinahe unerträglich hell in der Mittagssonne.

Die Römer waren mit leichtem Gepäck marschiert, stellte er fest, und er zwang seinen benommenen und müden Geist, sich auf das Gesehene einen Reim zu machen. Also: keine Zelte, nur ein paar Packtiere, die Proviant und Wasser für die Reise trugen. Sie hatten für ihre Aufgabe die richtige Ausrüstung und die richtige Anzahl Männer gewählt. Sie hatten genau gewusst, wohin der Marsch ging und mit wie vielen Männern sie es zu tun bekommen würden.

Rhodon musste ihnen eine Botschaft geschickt haben, sobald Caesarion mit den anderen aufgebrochen war und ihn in Koptos zurückgelassen hatte. Nein – schon vorher: In der knappen Zeit hätte die Botschaft nicht von Koptos nach Alexandria gelangen und danach die Truppe den Nil heraufsegeln können. Rhodon musste seine Nachricht also schon abgeschickt haben, als die königliche Reisegesellschaft selbst auf dem Nil an Bord gegangen war. Er hatte in Koptos auf die Römer gewartet, sie in Gewaltmärschen den Karawanenweg entlanggeführt – nachts, denn niemand durchquerte die Östliche Wüste bei Tage, wenn es sich vermeiden ließ – und den Feind dann bei Dunkelheit direkt ins Lager gebracht. Vermutlich war der Angriff kurz vor dem Morgengrauen erfolgt, als alle in tiefem Schlaf lagen. Rhodon musste den Wächtern das Losungswort genannt haben, so dass erst viel zu spät Alarm geschlagen wurde. Dann war er sofort zu Caesarion geeilt, denn er wusste genau, dass die Männer sich ergeben würden, wenn ihr König gefangen genommen oder getötet worden war.

Eumenes, Megasthenes und Heliodoros hatten dennoch gekämpft. Das könnte an der allgemeinen Verwirrung gelegen haben, denn sie waren plötzlich von ihren Feinden aus dem Schlaf gerissen worden und hatten keinen Überblick gehabt. Die anderen hatten sich offensichtlich alle ergeben. Rhodon konnte wahrheitsgemäß behaupten, er habe sie vor dem Exil oder dem Tod bewahrt – ihr sicheres Los, wären sie bei Caesarion geblieben. Auf dem Scheiterhaufen lag keine römische Leiche, was bedeutete, dass die Angreifer das Lager eingenommen hatten, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Dieser glückliche Umstand würde sie ihren Gefangenen gegenüber milde stimmen; sie hatten ohnehin keinen Grund, königliche Wachen zu hassen, denen die königliche Hoheit abhanden gekommen war. Wahrscheinlich würden die Römer Rhodon reich belohnen. Sie konnten ihm wahrhaftig dankbar sein. Er hatte den gefährlichen Rivalen ihres Kaisers ausgeschaltet und ihnen eine Truhe voll kostbarer Schätze beschert – und das alles ohne Verluste in den eigenen Reihen.

Caesarion drückte die Handballen gegen die brennenden Augen. Rhodon hatte ihn während der letzten drei Jahre Philosophie und Mathematik gelehrt, und Caesarion hatte

ihn allen übrigen Lehrern vorgezogen. Er hatte Rhodon sehr geschätzt – seinen beißenden Humor, seine Aufrichtigkeit, seinen scharfen Verstand und seinen Wortwitz. Ihr seid es nicht wert, dass ich für Euch sterbe.

Nein, argumentierte Caesarion stumm, aber leidenschaftlich; das bin ich nicht – doch du, Rhodon, hast nicht nur mich betrogen. Du hast auch alle meine Vorfahren verraten, mehr noch! Wir in Ägypten waren das letzte unabhängige Königreich am Mittelmeer. Jetzt gehört den Römern alles. Von diesem Tage an sind die Griechen ein unterworfenes Volk. Das hätte nicht kampflos geschehen dürfen, Rhodon! Und nicht durch den Verrat eines Griechen!

Aber auch darin fand er keinen Trost: Caesarion hatte versagt, wie immer. Er hatte nicht gekämpft, sondern hatte einen seiner Anfälle erlitten. Nun stand er neben dem Scheiterhaufen, der für seine eigene Bestattung aufgeschichtet worden war, und wartete, bis jemand darauf aufmerksam würde, dass sie einen Fehler gemacht hatten.

Schließen etwa alle? Hatten sie sich nicht einmal die Mühe gemacht, Wachen zu postieren?

Er seufzte, rieb sich matt die Lippen, hielt dann inne und betrachtete seine Hand: Sie war mit halb geronnenem Blut verschmiert, das offenbar von seinem Kinn stammte. Vorsichtig bewegte er die Zunge in seinem trockenen Mund; tatsächlich, sie war dick geschwollen und tat furchtbar weh. Er hatte sich während des Anfalls wohl auf die Zunge gebissen. Eine prächtige Gestalt würde er abgeben, wenn die Römer ihren Irrtum endlich erkannten. So sah er aus, der »König Ptolemaios Caesar«, Sohn der Königin Kleopatra und des göttlichen Julius – nichts als ein schmutziger, blutbeschmierter Junge, kaum achtzehn Jahre alt, unfähig, sich deutlich zu artikulieren.

Vielleicht hatte Rhodon Recht, und er war es tatsächlich nicht wert, dass noch mehr Menschen für ihn starben. Das allzu vertraute Gefühl der Scham kroch in ihm hoch, er kämpfte dagegen an und biss die Zähne aufeinander. Er hatte noch nie die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllen können. Das war nichts Neues. Trotzdem fühlte er sich verpflichtet weiterzukämpfen. Aufzugeben hieße, vollends zu versagen, davon war er fest überzeugt. Wäre das nicht so, dann hätte er sich schon zu dem Zeitpunkt das Leben genommen, als er begriff, dass seine Krankheit unheilbar war.

Bei Dionysos! Wie dumm – er hatte noch nicht einmal beizeiten sterben können. Es war wie in einer albernen Komödie, wo der Held seine Todesszene so übertrieben lange ausdehnte, dass die übrigen Darsteller ihn mit Knüppeln zu Tode bringen mussten, um ihn endlich auf den Scheiterhaufen werfen zu können!

Solches hatten die Römer allerdings noch nicht unternommen.

Sie hatten aber sicherlich Wachen aufgestellt. Römer stellten immer Wachposten auf. Antonius hatte das immer sehr wichtig genommen, und Kaiser Octavian war, was immer man ihm nachsagen konnte, keineswegs unfähig. Das hatte er bewiesen, als er Antonius besiegte. Es gab keinen Grund anzunehmen, das Lager sei nicht bewacht. Der Dienst habende Offizier war mit einer wichtigen und gleichzeitig heiklen Aufgabe betraut worden, er war also ganz sicher kein Narr. Er würde auch dann Wachposten aufstellen,

wenn es nicht fünfunddreißig Gefangene und einen kostbaren Schatz zu bewachen gäbe. Hier im Lager befanden sich Truhen mit fünfzig Talenten in Gold, also genug, um eine kleine Armee ein Jahr lang zu unterhalten! Selbst wenn die Gefangenen gefesselt waren, musste der römische Offizier dafür sorgen, dass sich nicht seine eigenen Männer damit davonmachten.

Das Gold hatte sich in Caesarions Zelt befunden. Vielleicht war es immer noch dort, und der römische Kommandant hatte sich daneben zur Ruhe gelegt, so wie Caesarion es auch getan hatte. Womöglich war das Zelt bewacht, aber die Wachen saßen drinnen im Zelt, im Schatten. Das war nun wirklich das einzig Vernünftige, was man als Wächter tun konnte – sich in den Schatten setzen.

Sie waren nach dem Gewaltmarsch sicher sehr müde. Es war ein langer Weg von Koptos hierher, und ein noch weiterer von Alexandria oder wo auch immer sie von Rhodons Botschaft unterrichtet worden waren. Sie hatten sehr schnell einen weiten Weg zurückgelegt, sie hatten die ihnen gestellte Aufgabe erfolgreich erledigt, und nun war es sehr heiß und sie ruhten sich aus. Kein Wächter würde jetzt in der heißen Sonne stehen und die leere Wüste scharf bewachen. Er würde sich gemütlich irgendwo in den Schatten setzen, und wenn er irgendetwas bewachte, dann gewiss nicht den Scheiterhaufen. Von den Toten war ja nichts zu befürchten.

Caesarion stand da und starrte benommen auf das Lager hinunter. Er hatte Schmerzen, und er war todmüde. Er hatte getan, was er konnte, und war dennoch besiegt worden: Durfte er sich jetzt nicht ausruhen? Wäre der Stein nicht so heiß gewesen, hätte er sich einfach auf die Stelle gelegt, wo er gerade stand. Musste er jetzt auch noch die Flucht wagen? Er würde es ja doch nicht schaffen. Er war verletzt und hatte kein Wasser. Er hatte nicht einmal eine Kopfbedeckung, die ihn vor der Sonne schützte. Er war ohnehin eher schwächerer Natur und hatte gerade einen schweren Anfall hinter sich. Selbst wenn die Wachposten ihn nicht entdeckten, würde er in der Wüste nicht weit kommen. Es wäre ein Wunder, wenn er die zwei Meilen bis zur Karawanenstraße überstünde.

Allerdings gab es auf dieser Karawanenstraße Rastplätze, wo er Wasser finden konnte. Kabalsi, die nächste Zisterne, war kaum fünf Meilen von hier entfernt. Selbst zu Fuß waren es nur zwei Tage bis zum Hafen von Berenike. Dort müsste sehr bald ein Schiff eintreffen; sie hatten zwei Wochen lang darauf gewartet. Zunächst hatten sie vorgehabt, in der Hafenstadt selbst auf das Schiff zu warten, aber Eumenes hatte befürchtet, die Nachricht vom Goldschatz könnte sich herumsprechen und Räuber anziehen. Deshalb hatten sie ihr Lager versteckt in der Wüste aufgeschlagen, und Rhodon hatte sie verraten – aber das Schiff könnte inzwischen eingelaufen sein. Es würde Freunde mitbringen, Vorräte, Geld. Alles war sorgfältig arrangiert worden.

Caesarion spürte etwas Nasses über seine Wangen rinnen und bemühte sich, die Tränen hinunterzuschlucken. Von der Anstrengung schmerzte seine Zunge. Elend wischte er die Tränen mit der Hand ab; die Feuchtigkeit fühlte sich auf seinem heißen Gesicht merkwürdig kühl an. Er wollte nicht weitermarschieren – aber er musste es versuchen. Er konnte nicht einfach aufgeben, wenn er eine Möglichkeit zur Flucht hatte. Seine Mutter,

die Königin, hatte ihm befohlen, sich in Sicherheit zu bringen, während sie selbst in Alexandria blieb, um den Widerstand gegen die römische Invasion anzuführen. Niemand machte sich Hoffnungen, diese Invasion aufhalten zu können. Seine Mutter litt vielleicht gerade jetzt unter den Grauen der Belagerung, deren Erfolg kurz bevorstehen musste, und ihr einziger Trost war der Gedanke, dass ihr ältester Sohn noch in Freiheit war. Sie würde ihm nie verzeihen, wenn er jetzt aufgab und starb.

Der Scheiterhaufen war auf einer flachen Felsenfläche inmitten eines breiten, ausgetrockneten Flussbetts aufgeschichtet worden; der Pfad hinunter zur Karawanenstraße führte am Fuß der nahen Felsenklippe entlang, mitten durch das besiegte Lager. Caesarion blickte niedergeschlagen auf das raue Gelände zwischen ihm und der fernen Felsenklippe auf der anderen Flussseite – und begann, darauf zuzustolpern. Megasthenes lag halb auf, halb neben dem Scheiterhaufen, die Arme seitlich verdreht, auf einem Haufen herabgefallener Scheite. Caesarion bückte sich – steif und unter Schmerzen, wegen der Wunde in seiner Seite – und bettete die schlaffen Arme wieder neben den Körper, suchte dann nach den Münzen und legte sie erneut auf die blicklosen Augen. Der Leichnam war zu schwer, er konnte ihn nicht auf den Scheiterhaufen zurückschieben, aber er zog die purpurfarbene Zeltbahn so zurecht, dass sie das Gesicht des Toten bedeckte. Megasthenes war für ihn gestorben. Er verdiente eine ordentliche Bestattung.

Caesarion suchte sich langsam einen Weg zur Felsenklippe auf der anderen Flussseite und trottete dann in der glühenden Hitze daran entlang, am Lager vorbei und weiter auf die Karawanenstraße zu, die zwei sengend heiße Meilen weiter und zweihundert Fuß unter ihm lag. Diese Klippe war nach Westen ausgerichtet, und da die Sonne gerade den Zenit überschritten hatte, gab es selbst an ihrem Fuß keinen Schatten. Der Boden war uneben, voller Felsen und Geröll, und ließ die Luft flimmern. Caesarion ging sehr langsam und hielt sich die schmerzende Seite. Bei jedem Schritt stach die Wunde fürchterlich, und ihm war übel und schwindelig. Jeden Augenblick erwartete er, von einem Wachposten angerufen zu werden, und er begann seine Schritte zu zählen, damit er zu seiner grimmigen Befriedigung zumindest wusste, wie weit er tatsächlich gekommen war. Eins, zwei ... Bei dieser Hitze schwitzte er sicherlich, aber seine Haut fühlte sich heiß und trocken an wie die Felsen um ihn her: Die Luft sog jede Feuchtigkeit auf, bevor sich auch nur ein Schweißtropfen bilden konnte. Fünfunddreißig, sechsunddreißig ... Bei Herakles, die Luft war so trocken, dass das Atmen schmerzte. Wenn er das alles nur schon hinter sich hätte!

Einhundertfünf, einhundertsechs ... Vielleicht hätte er sich ins Lager schleichen und etwas Wasser trinken sollen, bevor er sich auf den Weg machte? Nein. Er besaß nichts, womit er es aus der tiefen Zisterne hätte schöpfen können, und irgendjemand hätte ihn sicher bemerkt ... Einhundertdreiundachtzig, einhundertvierundachtzig ... Er fragte sich, wie schlimm seine Verletzung sein mochte. Die Blutung hatte wieder aufgehört, das Rinnsal auf seinem Unterschenkel und seinem Fuß war angetrocknet, also war die Wunde vielleicht nicht so schlimm, wie er geglaubt hatte. Er hätte anhalten und sich die Wunde

ansehen können, aber wozu? Wenn er die Tunika auszog, riss er nur den frischen Schorf auf, so dass die Wunde wieder bluten würde, und außerdem konnte er jetzt sowieso nichts tun ... Zweihundertfünfzig, zweihunderteinundfünfzig ... Irgendjemand hatte vermutlich Myrrhe in die Wunde gegossen. Alle Leichen auf dem Scheiterhaufen waren gesalbt worden, und der süßliche Duft klebte auch an ihm. Die Ärzte hielten Myrrhe für das beste Wundheilmittel überhaupt. Die Wunde war also schon versorgt worden, und es hatte gar keinen Zweck, sie sich jetzt anzusehen. Dreihundertachtundzwanzig, dreihundertneunundzwanzig ... Natürlich war es ohnehin müßig, sich Sorgen zu machen, ob die Wunde sich entzündete: Er würde gar nicht lang genug leben, um Wundbrand zu bekommen.

Dreihundertvierundneunzig, dreihundertfünfundneunzig ... Wenn er es erst einmal am Lager und an den Wachposten vorbei geschafft hatte, war er vermutlich bis zum Einbruch der Nacht sicher. Niemand würde sich seinerwegen Gedanken machen, bis sie zum Scheiterhaufen kommen und dabei feststellen würden, dass er nicht mehr da war. Vierhundert. Dann würden sie ihm natürlich nachjagen. Ihn zu töten war das eigentliche Ziel, ihr wichtigster Auftrag; das Gold war nur eine zufällige Dreingabe. Er würde sich ein Versteck zwischen den Felsen nahe der ersten Zisterne suchen müssen. Nein, er würde so lange weitermarschieren müssen, wie er konnte; sonst würden die Römer an den nächsten Zisternen in beiden Richtungen Männer postieren und ihn abfangen. Fünfhundert, fünfhunderteins ... Das würden sie natürlich ohnehin tun. Wenn er die Rastplätze aufsuchte, um zu trinken, würden sie ihn fangen; wenn er es nicht tat, würde er verdursten. Fünfhundertzweiunddreißig. Bei Apollo und Asklepios, wie seine Zunge schmerzte! Wenn er nur etwas Wasser hätte, nur ein klein wenig Wasser, um seine Zunge zu befeuchten ... Fünfhundertneunundsechzig, fünfhundertsiebzig. Ach, es war hoffnungslos, völlig sinnlos! Er konnte nicht entkommen. Welchen Zweck hatte es noch, sich vorwärts zu kämpfen, Hitze und Schmerzen zu ertragen, wenn er ja doch sterben würde? Sechshundert.

Er blieb keuchend stehen, blickte hinüber zur gegenüberliegenden Klippe und erwartete, das Lager zu sehen. Es war nicht da. Er blinzelte, drehte sich dann langsam um und blickte nach hinten. Die Ferne und das Hitzeblimmern hatten das Lager bereits zu einem blassen Fleck unterhalb der roten Felsen schrumpfen lassen.

Sein Herz machte einen Satz, und auf einmal schien die Möglichkeit, doch noch entkommen zu können, greifbar nah. Und zum ersten Mal bekam er Angst. Er wandte sich vom Lager ab und taumelte weiter.

Das Flussbett weitete sich und fiel ab; schließlich durchquerte er es, um dem Pfad auf der anderen Seite zu folgen, weil er fürchtete, er könnte die Karawanenstraße verpassen, wenn er weiterhin dem Steilufer an der linken Seite folgte. Er stolperte auf dem rauen Untergrund, und die Wunde riss wieder auf. Blut rann seinen Unterschenkel hinab, als er den Pfad erreichte, und er blieb stehen, um es abzuwischen, damit die Römer nicht der Blutspur folgen konnten – allerdings wussten sie gewiss auch so, wohin er unterwegs war. Ohne Wasser hatte hier niemand eine Chance, und außer in den eingegrabenen



Zisternen an den Rastplätzen gab es hier kein Wasser.

Die Klippe auf der Westseite bot zumindest etwas Schatten, aber die Hitze war beinahe unerträglich; sie verursachte ihm solche Kopfschmerzen, dass er die schmerzende Zunge kaum mehr bemerkte. Er dachte daran, anzuhalten und sich auszuruhen, meinte dann aber, dass er es nicht riskieren konnte. Die Römer würden die Verfolgung aufnehmen, sobald es dunkel wurde, und die Schatten wurden immer länger. Er trottete weiter, folgte nun dem Pfad und redete sich ein, dass er das Schlimmste bereits hinter sich hatte.

Als er die Karawanenstraße erreichte, wurde ihm klar, dass ihm das Schlimmste erst noch bevorstand. Die Schmerzen in seinem Kopf waren jetzt so schlimm, dass sie die in seiner Seite völlig ausblendeten, und ihm war entsetzlich schlecht und schwindelig. Bis zur Zisterne von Kabalsi waren es noch drei Meilen.

An dieser Stelle führte die Karawanenstraße fast genau gen Süden; er konnte der Klippe nicht mehr im Schatten folgen. Nun taumelte er durch offenes Gelände, durch eine Wildnis aus hart gebackener Erde und dunklen Felsen. Die Sonne hämmerte auf seinen Schädel ein wie ein Schmiedehammer, und die versengte Erde schleuderte die Hitze zurück und ihm ins Gesicht. Er erinnerte sich an einen der Ärzte, die seine Mutter in jenem schrecklichen ersten Jahr seiner Krankheit konsultiert hatte; damals war er dreizehn gewesen, und sie hatte erwartet, dass er geheilt werden konnte. Der Mann hatte eine strenge Reinigung durch Abführmittel und körperliche Anstrengung empfohlen, »damit er das Übel ausschwitzt«. Caesarion hatte einen abscheulich schmeckenden Abführtrank schlucken müssen, von dem er Bauchkrämpfe bekam, einen weiteren widerlichen Trunk, von dem er sich übergeben musste, und dann hatten sie ihn im Gartenhof in der heißen Sonne im Kreis herumrennen lassen. Damals hatte er sich genauso gefühlt wie jetzt. Nach der vierten Runde hatte er einen Anfall bekommen, der zumindest dafür gesorgt hatte, dass dieser Arzt nie wieder konsultiert wurde ...

Er blieb stehen: Ihm wurde übel, und es roch nach Aas. Rasch setzte er sich hin. Er zitterte vor Grauen, aus Angst vor etwas unvorstellbar Schlimmerem als dem schnellen Tod, der ihm auf den Fersen war; er tastete nach seinem Kräuteramulett.

Der Klang einer Flöte drang an seine Ohren. Seine Mutter, auf dem Haupt die rote Schlangenkronen Unterägyptens und angetan mit einem Gewand in Gold und Purpurrot, stand neben einem Altar und lächelte ihn an. Sie hatte Blut an den Händen. Ein schwarzes Lamm lag auf dem Altar und trat schwach mit den Hufen, während ein Priester seine Eingeweide untersuchte. Der Kopf des Priesters war kahl geschoren, das weiße Leinen seines Gewandes mit Blut bespritzt. Er blickte auf, direkt in Caesarions Augen. Der Priester hatte schwarze Augen, die wie Höhlen in seinen Schädel ragten. Er öffnete den Mund zum Sprechen, doch der Laut, der herauskam, war das schrille Klappern eines Sistrum. Plötzlich wurde das Lamm zu einem Menschen, dem man nicht den Bauch, sondern den Kopf aufgeschnitten hatte. »Hier seht Ihr die Gehirnkammern«, sagte eine Stimme aus dem Nichts, und Caesarion starrte auf die Höhlungen in der matschigen grauen Masse, aus denen eine Flüssigkeit hervorsickerte. Die Hand des Opfers zuckte. »Er

lebt noch«, sagte Caesarion entsetzt – und seine Zunge schmerzte.

Er saß auf glühend heißem Stein. Es war unerträglich heiß, und er litt große Schmerzen. Er stöhnte und krümmte sich zusammen.

Nach einer Weile stellte er fest, dass seine Finger um die goldene Halskette gekrallt waren, und er zog hastig das Medizinsäckchen hervor und drückte es vor Mund und Nase. Er blieb lange still sitzen und atmete tief den Duft ein. Allmählich fügten sich die Ereignisse der vergangenen Stunden wieder zu einem sinnvollen Ganzen.

Ich habe versucht, mich zu beeilen, erklärte er stumm. Ich habe es versucht, aber davon habe ich einen Anfall bekommen. Ich musste mich ausruhen. Mutter, es war so heiß, dass es schmerzte, die Felsen zu berühren, und ich war verletzt ...

Du konntest noch laufen?, fragte seine Mutter in seiner Vorstellung. Wie schlimm kann die Verletzung dann gewesen sein?

Ich weiß nicht, ich habe nicht nachgesehen. Ich habe ja versucht, mich zu beeilen, aber ich hatte einen Anfall ...

Wenn du dich nicht beeilst, werden die Römer dich fangen und töten. Das Schiff wartet in Berenike auf dich, Caesarion. Bis dorthin sind es nur etwa dreißig Meilen, und wenn du nur ein paar Meilen weitergehst, wirst du Wasser finden. Dir bleiben noch vier oder fünf Stunden, bis sie merken, dass du verschwunden bist. Vier oder fünf kostbare Stunden, und wenn sie verflossen sind, kann man sie nicht zurückholen. Du musst diese Stunden nutzen, Caesarion. Ich würde sie nutzen. Dein Vater hätte sie genutzt. Lass mich jetzt nicht im Stich, Caesarion. Enttäusche mich nicht.

Caesarion stöhnte und rappelte sich auf. Die Karawanenstraße verschwamm vor seinen Augen. O ihr Götter und Göttinnen, wenn er nur ein wenig Wasser hätte!

Er presste die Hand auf die Seite und schwankte wie ein Betrunkener den rauen Weg entlang.

Er schaffte es nicht bis zu der Zisterne. Der Nachmittag löste sich erneut in Grauen, Gestank und Erinnerungssplintern auf, und als er wieder zu sich kam, waren die Schatten schon viel länger. Er stand auf und taumelte weiter. Später wachte er auf und stellte fest, dass er auf dem heißen Boden lag. Überall waren blaue Schatten, die Sonne ging unter. Halbherzig versuchte er aufzustehen, und wieder löste sich alles auf.

Diesmal erwachte er im Dunkeln. Es war kalt, und seine Hände und Füße waren taub. Hinter ihm war der dumpfe Hufschlag von Kamelen zu hören, und Zaumzeug knarrte. Er wusste, wo er sich befand – er lag mitten auf der Karawanenstraße, noch ein gutes Stück entfernt vom nächsten Rastplatz – und dass sein Fluchtversuch nun wohl beendet war. Aber das erschien ihm gar nicht mehr so wichtig. Wenn er ganz still lag, war der Schmerz klein und unbedeutend, und bald würde er ganz aufhören. Caesarion hatte von Anfang an gewusst, dass er versagen würde. Vermutlich, so dachte er, war es besser so. Rhodon hatte Recht. Er war kein weiteres Menschenleben wert.

Das Trappeln und Knarren kam näher, immer näher. Dann, scharf, schneidend und völlig unerwartet, rief eine Männerstimme erschrocken: »Da liegt ein Toter auf der Straße!«

Caesarion blieb still liegen und wartete ab. Nach einer Weile berührte jemand sein Gesicht, und eine Stimme sagte: »Ich glaube, er lebt noch.« Er schloss die Augen.

Dann spürte er Wasser. Es lief ihm köstlich und kühl in den trockenen Mund. Er schluckte, und seine Zunge tat so weh, dass er nach Luft schnappte und sich an dem Wasser verschluckte. Er hustete, so dass seine Seite schmerzte, und versuchte zugleich zu trinken, bekam Wasser in die Nase und nieste. Das Wasser versiegte, er stieß einen verzweifelten Laut aus und tastete mit der Hand danach, da begann es wieder zu fließen. Nichts, dachte er, nichts auf der ganzen Welt ist so süß und köstlich wie Wasser, weder Gold noch Gesundheit noch Liebe; nichts. Er wimmerte vor Glück. Das Wasser spritzte auf die Brust seiner Tunika, kalt in der frischen Nachtluft, und es fühlte sich berauschend und himmlisch an.

»Das reicht erst einmal«, sagte eine Stimme, und das Wasser versiegte. Caesarion senkte den Kopf und merkte, dass er an jemandes Schulter lag, rührte sich aber nicht. Er wollte demjenigen danken, weil er ihn hatte trinken lassen, bevor er ihn tötete, aber es erschien ihm zu anstrengend.

»Das ist ja noch ein Junge!«, sagte die Stimme überrascht. Ich bin im Juni achtzehn geworden, dachte Caesarion empört, aber seine Zunge schmerzte zu sehr, um es auszusprechen. »Was für Menschen sind das, die dich an einem solchen Ort allein zurückgelassen haben, hm?«

Caesarion antwortete nicht. Ein kleiner Teil seines Verstandes begann sich zu wundern. Das war keine römische Stimme. Der Akzent klang ganz falsch. Und sie sagte lauter falsche Sachen. Bei den Göttern und Göttinnen, die Stimme sprach nicht einmal griechisch, sondern ägyptisch, in demotischem Dialekt!

»Erst mal hoch mit dir«, sagte die Stimme. Der Sprecher zerrte an ihm, und Caesarion versuchte, folgsam aufzustehen. Seine Beine wollten ihm nicht gehorchen, und seine Zähne begannen zu klappern. Der Mann fluchte, und noch jemand kam herbei und nahm Caesarions Arm. Ein Ellbogen traf ihn in die Rippen, dicht oberhalb der Wunde, und er japste vor Schmerz.

»Was ist los?«, fragte die Stimme. Dann wiederholte sie die Frage auf Griechisch. »Verstehst du mich, Junge? Was ist los mit dir?« Die Stimme sprach mit dem typischen Singsang Oberägyptens.

»Bin v'letzt«, nusichelte Caesarion.

»Wo?«, wollte die Stimme wissen.

»Sseite«, lallte er. »An d' Sseite.«

Eine Hand berührte seine Seite und zog sich wieder zurück, als er wimmerte. »Ist schon gut«, sagte die Stimme sanft, nun wieder auf Ägyptisch. »Schon gut, schon gut. Menches, er hat eine Wunde an der rechten Seite. Bring den Esel: Wir setzen ihn drauf.«

Bevor er wusste, wie ihm geschah, saß er auf einem Esel. Ein Arm lag um seine Taille und stützte ihn, und sein eigener linker Arm war um jemandes Nacken geschlungen, sein Kopf lag auf einer fremden Schulter. Dieser Mensch roch nach altem Schweiß, schmutzigem Leinen und Fischöl, aber seine Haut war warm. Die Nacht war sehr kalt,

deshalb versuchte Caesarion gar nicht zurückzuweichen. Der Mann summte nun vor sich hin, eine weiche, rhythmische Melodie, die Caesarion nicht kannte. Der Mond ging auf, und die Wüste war pechschwarz und silbergrau. Alles war himmlisch friedvoll.

Nach einer Weile blieb der Esel stehen. Der stinkende Mann zog Caesarion von seinem Rücken und ließ ihn sanft auf den Boden gleiten. Im Staub war es weich, aber kalt, und er rollte sich zitternd auf der linken Seite zusammen. Nach einer Weile breitete jemand etwas über ihn, und er schlief ein.

Als er aufwachte, war es wieder heiß und hell. Sein Verstand klärte sich allmählich, aber er war sehr durstig und erschöpft. Die geringste Bewegung erschien ihm furchtbar anstrengend. Er blieb noch eine Weile still liegen, mit offenen Augen, und starrte auf einen Kamelsattel, der unmittelbar vor ihm lag, ohne ihn richtig zu sehen. Nach einiger Zeit drehte er den Kopf und sah sich um.

Er lag unter einer Zeltbahn, die an zwei Ecken an Kamelsätteln befestigt war und an den anderen Ecken an dünnen Pfosten. Außerhalb dieses behelfsmäßigen Unterschlupfs sah er Sonnenlicht, kahle Erde und die reglosen Umrisse einiger Kamele.

An einem solchen Ort war er noch nie gewesen, die ganze Situation war völlig unerwartet. Er dachte an den Mann, der ihn während der Nacht auf dem Esel gestützt hatte – an den Gestank, das leise gesummte Wanderlied. Das ist ja noch ein Junge!, hatte er gesagt, in demotischem Ägyptisch, überrascht und empört.

Er hat keine Ahnung, wer ich bin, dachte Caesarion, belustigt über diese seltsame Situation. Ich lag mitten auf der Karawanenstraße, eine ganz gewöhnliche Karawane ist vorbeigekommen, und der Mann hat mir geholfen, weil ...

... weil ich verletzt war und dringend Hilfe brauchte. Wie merkwürdig.

Es erschien ihm sogar seltsam, dass in Zeiten wie diesen, da Alexandria belagert wurde und Ägypten kurz davor stand, von den Römern unterworfen zu werden, überhaupt noch Karawanen die Handelsstraßen bereisten. Aber es herrschte schon seit ein paar Jahren Krieg, und die Kaufleute mussten wohl Handel treiben oder verhungern.

So. Und was würde nun geschehen? Vermutlich würden die Römer sie bald einholen und den Karawanenmeister fragen, ob er irgendwo einen verletzten jungen Mann gesehen habe. Was würde der Karawanenmeister antworten?

Unmöglich, das vorauszusagen. Er könnte seinen Fund auf der Stelle herausrücken. Oder Finderlohn verlangen. Andererseits könnte er Ärger mit den Römern befürchten und leugnen, jemanden gefunden zu haben. Er könnte auch beschließen, seinem gefährlichen neuen Bekannten eins über den Schädel zu ziehen und ihn im nächsten Bachbett verschwinden zu lassen. Ich habe den Mann, den ihr sucht, nicht gesehen. Wahrscheinlich ist er irgendwo in der Wüste gestorben.

Er könnte aber auch versuchen, seinen Gast zu beschützen. Der stinkende Mann schien ein gutes Herz zu haben. Allerdings war der stinkende Mann wahrscheinlich nicht der Meister dieser Karawane, sondern einer seiner Gehilfen. Er hatte Demotisch gesprochen, und auch sein Griechisch hatte einen ägyptischen Akzent. Ein Kaufmann, der es sich leisten konnte, einen Karawanenzug vom Nil zum Roten Meer durchzuführen, musste

Griechen sein und damit der Oberschicht angehören, die Ägypten seit drei Jahrhunderten regierte. Nun, vielleicht hatte ja auch der Karawanenmeister ein gutes Herz. Ein Grieche sollte Mitgefühl mit einem Landsmann haben, der in Schwierigkeiten steckt.

Natürlich hing sehr viel davon ab, wie die Römer ihre Fragen vorbrachten. Wenn ein paar von ihnen zur Karawane hinüberspazierten und sagten, sie suchten einen Flüchtigen, dann war das eine Sache; wenn sie in Formation aufmarschierten und erklärten, sie suchten den jungen König Ptolemaios Caesar und es sei Hochverrat, einen solchen Flüchtigen zu verstecken, war das etwas ganz anderes. Selbst wenn der Karawanenmeister Patriot war, so war es unwahrscheinlich, dass er sein Leben einer Sache opfern würde, die bereits verloren war. Caesarion sollte seine Identität besser geheim halten – soweit er konnte.

Eine schwarze Gestalt zeichnete sich vor dem hellen Himmel draußen ab, und dann kroch ein Mann unter die Zeltbahn, auf Händen und Knien, weil sie nicht hoch genug hing, um darunter zu stehen. Er sah aus, als wäre er noch keine vierzig Jahre alt, sein Gesicht mit dem schweren Unterkiefer war unrasiert von der Reise, und er hatte die braune Haut und das leicht gewellte Haar, wie sie manchmal in Oberägypten vorkamen. Er trug eine schmutzige Leinentunika und einen groben Leinenschal, den er sich als Sonnenschutz locker um den Kopf geschlungen hatte. Alles an ihm wies ihn als Ägypter aus, als einfachen Bauern also, daher war er vermutlich nur einer der Kameltreiber. Er schien sich über irgendetwas zu ärgern, und als sein Blick Caesarion traf, brummte er ungehalten.

»Na«, sagte er säuerlich in seinem Singsang-Griechisch, »bist du endlich wach!« Caesarion erkannte die Stimme: Das war die Stimme von vergangener Nacht, der stinkende Mann, der ihn auf dem Esel gestützt hatte. »Tja, mein Junge, es gibt kein Wasser. Die dreimal verfluchte und von den Göttern gehasste Zisterne ist leer, und wir können dich nicht waschen. Hier hast du Bier.« Er hielt ihm einen Krug aus grobem Ton hin, verschlossen mit einem in Lumpen gewickelten Stück Holz.

Caesarion erinnerte sich schuldbewusst daran, dass Eumenes den Männern befohlen hatte, die Kamele hinunter nach Kabalsi zu treiben und dort zu tränken, um die Wasservorräte des Lagers zu schonen. Offenbar hatten sie die Zisterne hier ausgetrunken. Er wünschte, sie hätten das nicht getan: Er wollte Wasser. Für gewöhnlich hätte er das dickflüssige Bier nicht angerührt, das die eingeborenen Ägypter so gern tranken, aber im Augenblick hörte sich selbst das köstlich an. Langsam richtete er sich auf, stützte sich auf einen Ellbogen, streckte die Hand nach dem Krug aus und spürte, wie bei dieser Bewegung die Wunde in seiner Seite schmerzte. Er setzte sich richtig auf und nahm den Krug mit der linken Hand. Der andere Mann stieß zischend die Luft aus. Er starrte auf Caesarions blutige Tunika.

»Das sieht nicht gut aus«, bemerkte er und wies auf die Verletzung. »Was ist passiert?«

Caesarion wusste nicht, wie er darauf antworten sollte. Schwach zog er an dem Pfropfen, der den Krug verschloss. Der andere nahm ihm den Krug ab, öffnete ihn und gab ihn zurück. Caesarion trank gierig und merkte kaum, wie bitter das Zeug schmeckte,

so köstlich war es allein deshalb, weil es nass war.

»Hast du mich nicht verstanden?«, fragte der andere mit scharfer Stimme.

Caesarion ließ den Krug sinken und nickte vorsichtig. »Bitte«, krächzte er und bewegte mit Mühe die schmerzende Zunge. »Ich habe Durst.« Er blickte auf den Krug hinab, konnte nicht widerstehen und trank einen weiteren tiefen Zug. Das Bier brannte auf seiner Zunge und schmeckte zugleich bitter.

»Als wir dich letzte Nacht gefunden haben«, sagte der Mann sanfter, »dachte ich, du bist entweder ausgeraubt worden, oder du bist selbst ein Räuber.«

Caesarion ließ den Krug sinken und starrte ihn verwundert an.

»Das bist du aber nicht, oder?«, fragte der Ägypter. »Das da«, sagte er und zeigte auf die Wunde, »stammt nicht von einem Knüppel, sondern von einem Speer oder einem Schwert. Außerdem hast du Sonnenbrand, wie ein Mann, der die Wüste nicht gewöhnt ist, und diese Tunika sieht nach Militär aus und ist obendrein aus bestem Tuch. Schon in der Nacht dachte ich, das wäre aber ein seltsamer Räuber, der in teures Parfüm getränkt herumläuft. Die Myrrhe war für die Wunde, nicht? Warum hast du sie denn nicht richtig verbunden, als du sie versorgt hast?«

Caesarion war gekränkt, wollte den Krug abstellen und schnappte hastig wieder danach, als er umzukippen drohte.

Der Ägypter schnaubte belustigt. »Hast du nichts dazu zu sagen?«

Caesarion blickte auf den verdorrten Boden hinab. Spielte dieser Kerl mit ihm? Waren die Römer bereits da gewesen? Sie hatten jedenfalls genug Zeit gehabt, den Rastplatz zu erreichen; ja, daran hätte er gleich denken müssen. Sollte das ein grausamer Scherz sein? Er hatte diesen Mann für gutherzig gehalten, aber jetzt hatte er einen völlig anderen Eindruck.

»Junge«, sagte der Ägypter nicht ohne Mitgefühl, »ein Trupp Römer hat uns vor zwei Tagen auf der Straße überholt. Die sind so schnell an uns vorbeimarschiert, dass sie sich nicht mal die Zeit genommen haben, uns zu bestehlen. Gestern Nacht brannte rechts von der Straße ein Feuer – ein großes Feuer, ein paar Meilen das ausgetrocknete Flussbett hinauf. Sag mir die Wahrheit. Du gehörst zu den Truppen der Königin, nicht wahr?«

Caesarion starrte ihn ungläubig an. Die Römer hatten den Scheiterhaufen angezündet? Die Leichen verbrannt, als sei gar nichts schief gegangen?

Vielleicht hatten sie nicht bemerkt, dass er nicht mehr da war. Die purpurrote Zeltbahn hatte den Holzstoß oben ganz bedeckt, und wenn sie sie nicht angehoben hatten ... Er hatte zwar Megasthenes' Lage verändert, als er heruntergefallen war, aber vielleicht hatten die Römer einfach angenommen, das sei einer ihrer eigenen Leute gewesen. Vielleicht hatten sie es nicht einmal bemerkt. Er hatte den Stoff wieder heruntergezogen, um das Gesicht des Gardisten zu bedecken. Vielleicht waren sie einfach davon ausgegangen, dass alles in bester Ordnung war, und hatten den Scheiterhaufen in Brand gesteckt. Das viele Duftöl, die Kamelsättel und Getreidesäcke – der Stoß war sicher sofort in Flammen aufgegangen und hatte alle Spuren seines Entkommens vernichtet.

Wenn die Römer tatsächlich glaubten, dass er tot und verbrannt sein, würden sie dann

ihren Irrtum bemerken, wenn sie versuchten, seine Asche für das Begräbnis einzusammeln?

»Du bist zu jung, um Soldat zu sein«, fuhr der Ägypter beharrlich fort. »So wie diese Wunde aussieht, hast du auch keine Rüstung getragen. Bist du ein Sklave oder frei?«

Caesarion starrte den Mann verwirrt an, zunächst zu beschäftigt mit seiner eigenen Frage, um ihn richtig zu hören – dann war er fassungslos über diese unverschämte Andeutung. Schließlich flammten seine Wangen vor Empörung. »Bei allen Göttern und Göttinnen!«, rief er heiser.

»Und?«, fragte der Ägypter unbeeindruckt. »Ich will die Wahrheit hören. Wenn du ein Sklave bist, will ich wissen, was mit deinem Herrn geschehen ist.«

»Ich bin kein Sklave!«, stieß Caesarion wütend hervor. Seine Zunge gehorchte ihm wieder. »Bei Zeus!« Mit einem dumpfen Schlag stellte er den Bierkrug ab, der prompt wieder umkippte. Der Ägypter fing ihn auf, schüttelte ihn und trank den letzten Schluck Bier selbst.

»Also?«, fragte er und wischte sich den Mund ab. »Warum hast du keine Rüstung getragen?«

»Ich habe geschlafen«, sagte Caesarion ärgerlich. »Rhodon kam herein und ...« Er verstummte.

»Rhodon, ist das dein Liebhaber?«, fragte der Ägypter neugierig.

Hätte Caesarion sich nicht so schwach gefühlt, er hätte den Mann niedergeschlagen. Dass ein Eingeborener, ein Bauer so etwas zu ihm sagte – das war unglaublich. Die Königin würde jeden ans Kreuz schlagen lassen, der ihrem Erstgeborenen dermaßen respektlos begegnete.

»Na ja, ich glaube nur nicht, dass Soldaten im Dienst für gewöhnlich einen Vorrat an Parfüm mit sich herumtragen«, sagte der Ägypter, als er den erzürnten Blick bemerkte. »Aber wenn doch, dann ist das eine Erklärung dafür, warum die Königin den Krieg verloren hat.«

Caesarions Wut erlosch. »Der Krieg ist vorüber?«, fragte er mit schwacher Stimme.

Der andere nickte niedergeschlagen. »Das haben sie jedenfalls in Koptos behauptet, als wir aufgebrochen sind. Alexandria ist gefallen. Der Geliebte der Königin, der General Antonius – er ist tot, heißt es, und Königin Kleopatra soll gefangen genommen worden sein. Kein Wort von dem jungen Caesarion, aber der hat ja sowieso nie gezählt. Ägypten ist jetzt eine römische Provinz.«

Caesarion ließ den Kopf hängen und drückte die Handballen gegen die Augen. Alexandria gefallen, Antonius tot, Mutter ...

Sie hatte stets geschworen, sich niemals gefangen nehmen und im Triumphzug durch Rom führen zu lassen. Sie hatte geschworen, sich eher in ihrem eigenen Mausoleum bei lebendigem Leibe zu verbrennen, zusammen mit all ihren Schätzen, als sich ihren Feinden zu ergeben. Wie hatte dieses Schicksal – dieses unaussprechliche ... Wie ...

Übelkeit kroch in ihm empor. Er riss sich das Medizinsäckchen vors Gesicht und atmete tief ein.